

KRISTOPHER RUFTY

PILLOWFACE

Aus dem Amerikanischen von Jochen Herlitz

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Pillowface*
erschien 2012 im Verlag Lazarus Press.
Copyright © 2012 by Kristopher Rufty

1. Auflage November 2018
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: www.istockphoto.com – chainatp
Lektorat: Katrin Holle
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-699-1
eBook 978-3-86552-700-4

WIDMUNG

Für meine Frau Angie.
Auch für Chad und Eric ...
Als Kinder erlebten wir so viele Abenteuer.

ANMERKUNG DES AUTORS

Für den Film *Psycho Holocaust* schrieb ich vor einigen Jahren das Drehbuch und führte Regie. In ihm kommt das Trio der drei Verrückten aus diesem Roman vor. Dieses Buch kann als Vorspann zu den Ereignissen im Film gelesen werden, als begleitendes oder eigenständiges Werk. Falls Sie den Film gesehen haben, werden Sie über gewisse Anspielungen bestimmt lächeln. Falls nicht, ist das kein Grund zur Sorge, da es für das Erleben der Geschichte nicht von Bedeutung ist.

Wenn Sie nach dem Lesen noch mehr wollen, empfehle ich Ihnen, sich *Psycho Holocaust* auf DVD anzusehen, um zu erfahren, was als Nächstes passiert. Jedenfalls hoffe ich, dass Sie alle, die sich Zeit zum Lesen nehmen, einigen Schrecken, ein wenig Drama und sogar einen Hauch Freude in diesen Seiten entdecken werden. Ich habe es beim Schreiben erlebt.

1

Mutter Natur liebte es, Streiche zu spielen. Dawn Cunningham hätte all ihre Wandererfahrung darauf verwettet, aber das heftige Knirschen, das sie eben gehört hatte, entsprang nicht dem eigentümlichen Sinn für Humor von Mutter Natur. Sie war diesen Wanderweg oft genug gegangen, um zu wissen, dass sich das Wild niemals so weit von den Wasserläufen entfernte. Die geheimnisvollen Schritte waren für einen Waschbären, einen Hasen oder irgendein anderes kleines Tier zu schwerfällig, sodass nicht mehr viele Möglichkeiten übrig blieben. Etwas so Großes, das kein Reh war, würde nicht freundlich sein und sie oder Kevin verletzen. Und obendrein war es wahrscheinlich noch mit Tollwut infiziert.

Sie überlegte, ob Kevin die Geräusche auch gehört hatte. Falls ja, erwähnte er es nicht. Er saß einfach auf einem Stein neben ihr und trank Wasser aus einer Flasche. Sie hatte ihn gewarnt, das Ganze nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Sie hatten immer noch zwei Meilen bis zu dem Steinbruch zu gehen. Bergauf und bergab. Er musste jede Pause genießen.

»Bist du so weit?«, fragte sie.

Kevin rülpste. »Gib mir einen Moment, bis sich mein Magen beruhigt hat, dann ist wieder alles tipptopp.« Er lächelte. Sein Mund war feucht, auf seinen Lippen

glitzerten Wassertropfen. Sie machte sich Sorgen, dass es eine schlechte Idee gewesen sein könnte, ihn mitzunehmen. Kevin war *nicht* der Outdoor-Typ, für den er sich gerne hielt. Er hatte eine große Klappe, aber sobald sie ihn in die abgelegene Wildnis gebracht hatte, war er zu einem Mädchen geworden. Und das war schlecht, denn schließlich war *sie* das Mädchen und hatte sich – mehr als er – wie ein Mann verhalten. Doch nachdem sie diese Geräusche von der anderen Seite des Wäldchens gehört hatte, war sie nun komplett im Mädchenmodus.

Dawn wurde das Gefühl nicht los, dass sie beobachtet wurden.

»Ich bin so weit, Kevin. Der Platz hier ist nicht gut.«

»Er ist besser als die anderen, an denen wir vorbeigekommen sind. Hier ist es schattig, und auf den Felsen kann man sitzen. Diese ebene Fläche da drüben wäre perfekt geeignet, um die Decke auszubreiten und ein bisschen ...«

»Nein!« Er zuckte wegen ihrer lauten Reaktion zusammen. Sie lächelte und sagte etwas sanfter: »Nicht hier.«

»Warum nicht?«

Sie würde es wahrscheinlich bedauern, aber sie beschloss, ihm von den Geräuschen zu erzählen. Sie erklärte ihm, warum es kein Reh sein konnte. Wenn es so groß war, dass sie es von hier aus hören konnte, wollten sie ihm definitiv nicht begegnen.

Er verarbeitete das Ganze und starrte stumm auf den Punkt im Wald, den sie meinte. Seinem Gesichtsausdruck nach hätte man meinen können, er hätte noch nie vorher Bäume gesehen. »Ich höre nichts.«

Verärgert wiederholte sie: »Wie ich sagte, ist es uns gefolgt und hat dann da drüben angehalten. Ich konnte seine Schritte hinter den Bäumen hören. Es kann uns von dort beobachten, aber wir können es nicht sehen.«

»Wenn es stimmt, was macht es da?«

»Es taxiert uns.«

Er schauderte. »Was heißt das?«

»Es schaut, ob wir eine Bedrohung sind.«

»Sind wir das?«

»Schwer vorstellbar.«

»Scheiße. Ich habe dir gesagt, dass wir meine Pistole hätten mitnehmen sollen.«

»Wir brauchen die Pistole nicht.«

»Jetzt gerade nicht, aber vielleicht später.«

Er hatte recht. Warum hatte sie ihm nicht erlaubt, sie mitzunehmen? Sie hätte sie in ihren Rucksack packen können, weit genug weg von seinen schießwütigen Fingern. Doch sie hatte geglaubt, dass sie sie nicht wirklich brauchen würden. Nur eine Tageswanderung, um am Murmur Lake zu campen, und dann eine längere Wanderung zurück zum Auto. *Nur ein bisschen Spaß. Etwas, das wir als Team unternehmen können.* In den letzten Wochen hatten sie nicht viel Zeit miteinander verbringen können, und sie hatte gehofft, dass dies hier eine gute Möglichkeit dafür wäre.

»Was meinst *du* denn, was das ist?«, fragte er und steckte die Wasserflasche in die Seitentasche des Rucksacks.

»Ich weiß nicht, aber es ist bestimmt groß. Wahrscheinlich ein Bär oder ein Berglöwe. Bären sind nicht

aggressiv, solange sie nicht bedroht werden. Berglöwen schon.«

Kevin setzte seinen Hut und die Sonnenbrille auf. Er stand auf und streckte sich, sodass seine Gelenke knackten. Er hielt sich das rechte Knie und wiegte das Bein vor und zurück, bis es ordentlich knirschte. Dawn zuckte bei dem schrecklichen Geräusch zusammen. Während der letzten Monate hatte ihm eine alte Footballverletzung sehr zu schaffen gemacht. Die hatte er sich im College zugezogen, und gelegentlich wurde sie noch lästig. Sie fragte sich, wie sehr sie das bei der restlichen Wanderung aufhalten würde.

So weit, so gut ...

Falls sie aber rennen mussten ...

Denk nicht drüber nach.

Selbstvergessen rieb sich Kevin im Schritt. »Ich werde mal pinkeln, dann gehen wir weiter.«

Dawn stöhnte. »Musst du das hier machen?«

»Warum nicht?«

»Weil ...« Sie deutete auf die Bäume.

»Da gehe ich ja nicht hin.«

»Oh, verdammt noch mal, Kevin.«

»Schon gut! Meine Güte, ich verkneife es mir.« Er schnappte sich den Rucksack, steckte die Arme durch die Schlaufen und schulterte ihn. Sein ärmelloses Shirt schob sich nach oben und entblößte seinen strammen Bauch. Er griff an den Saum des feuchten Shirts und zog es wieder nach unten.

Dawn warf einen Blick auf seine verschwitzte Haut. Sie verspürte ein Kribbeln in ihren Shorts und wünschte sich

fast, sein Angebot mit der Decke angenommen zu haben.

»Jetzt sei nicht sauer.«

»Bin ich nicht.«

Sie stand auf, nahm ihren Rucksack und stellte ihn auf einen Stein. »Doch, bist du. Du hältst mich für blöd.«

»Nein«, sagte er lächelnd, »für ein Dummerchen, aber nicht für blöd.«

»Das ist nur eine nettere Art zu sagen, dass ich blöd bin.« Dawn sah ihn über die Schulter an. Der Wind wehte ihr die blonden Haare ins Gesicht. Sie schätzte, dass sie gut aussah. Mit der schweißnassen, glatten Haut sah sie aus wie mit Butter eingerieben. Sie setzte einen Fuß auf den Felsen, lehnte den Rucksack dagegen und durchwühlte ihn auf der Suche nach ihrem Lippenpflegestift. Sie strich damit über die Lippen und fügte hinzu: »Du bist einfach nett.«

Sie folgte Kevins starrem Blick zu ihrem gebeugten Bein. Die Wanderschuhe waren festgeschnürt, über ihren Knöcheln war ein Teil der weißen Socken zu sehen. Ihr schulterfreies Top reichte nur bis unter die Brüste und ließ einen breiten Streifen nackter Haut bis zum Nabel frei. An den Rippen war die Haut leicht gewellt. Die Shorts mit hohem Beinausschnitt spannten sich um ihre Pobacken. Die Rundungen schauten unten an den Shorts heraus. Sie spürte Kevins Blicke und überlegte, ob er bemerkt hatte, dass sie keinen Slip trug.

Wahrscheinlich.

Schließlich sagte er: »Du bist einfach sexy.«

»Ich glaube, die Sonne setzt dir zu.«

»Vielleicht, aber ich finde dich trotzdem heiß.«

»Mir ist heiß«, antwortete sie. »Könnte jetzt ein Bad in einem Bergsee vertragen. Zuerst ist es kalt, doch dann fühlt es sich *sooo* gut an.«

Er lachte kurz auf. »Moment. Haben wir Badeklamotten mit?«

»Nö.« Sie schulterte den Rucksack, setzte die Sonnenbrille auf und gab ihm einen Kuss.

Jetzt sollte er weitergehen können. Weit weg von diesen Bäumen.

Allein das Wissen, von hier wegzukommen, ließ sie aufatmen. Sie stellte sich vor, wie das Wasser kalt über ihre Haut floss. Wie es zwischen ihre Beine strömte und durch das Tal zwischen ihren Pobacken. Sie dachte über Kevins Reaktion im Wasser nach. Würde sein Ding schrumpfen? Bestimmt, aber sie würde schon dafür sorgen, dass das nicht lange andauern würde.

Sie gingen weiter.

Wo es möglich war, gingen sie nebeneinanderher. Dawn übernahm die Führung nur, wenn sich der Weg verengte.

Ab und zu meinte sie, etwas zu hören ... wie ihnen etwas durch den Wald folgte. Aber jedes Mal, wenn sie über die Schulter blickte und ein wildes Tier kurz vor dem Angriff erwartete, sah sie nichts.

Sie erreichten den See in weniger als zwei Stunden. Kurz darauf waren sie im Wasser. Bei Kevin war nichts geschrumpft, wie sie zunächst befürchtet hatte. Im Gegenteil. Sie musste ihn so lange von sich fernhalten, bis sie die flachen Felsen auf der anderen Seite erreichten. Es war, als hätte das kalte Wasser einen glimmenden

Funken in ihm entzündet. Sie liebten sich dreimal und schliefen dann unter der heißen Sonne ein.

Als Dawn schließlich aufwachte, war der Himmel nicht mehr blau, sondern orange. Über die Wolken ergoss sich ein roter Schleier. Es sah aus, als wären einige rote Risse in der violetten Leinwand. Die Sonne war fast untergegangen. Sie schimpfte mit sich, weil sie eingeschlafen war. Sie hatten weder das Zelt aufgebaut noch Feuerholz gesammelt. Himmel, sie hatten noch nicht mal eine provisorische Feuerstelle gemacht. Um überhaupt damit anzufangen, mussten sie erst noch über den See zurückschwimmen.

Mit dem Einschlafen hatten sie es gründlich vermasselt.

Dawn setzte sich auf. Ihre Haut fühlte sich trocken und gespannt an, als sie sich streckte. »Kevin, wach auf! Wir müssen wieder zurück. Die Sonne geht unter, wir müssen unseren Kram aufbauen.«

Kevin lag auf der Seite mit dem Rücken zu ihr. Er schlief tief und reagierte nicht auf sie. Sie schüttelte ihn. Aber anders als bei ihr war seine Haut nicht warm, sondern kalt. Er fühlte sich krank an. Sie wollte gar nicht daran denken, dass er sich etwas eingefangen haben könnte. Sie hatten keine Medikamente dabei, nur ein paar Schmerzmittel und antibiotische Salbe.

»Kevin? Bist du okay?« Der Schatten der Felsen über ihnen warf einen bläulichen Schatten auf seine Haut. Sie hockte sich hin und rüttelte noch mal an ihm. Dann merkte sie, dass es nicht die Felsen waren, die seine Haut blau wirken ließen. Sie war tatsächlich blau. Sie griff an

seine Schulter, drehte ihn und schnappte nach Luft. Ein Schrei drang ihre Kehle hinauf. Zwischen Kevins Augen, genau über dem Nasenrücken, steckte ein Pfeil. Blut war in seine Augen geflossen und dort bereits getrocknet.

Er musste seit etwa zwei Stunden tot sein.

Tot.

Diese Erkenntnis trieb den Schrei aus ihr heraus. Sie fiel auf den Hintern und spürte den unebenen Stein. Wie war es möglich, dass sie nichts mitbekommen hatte? Kevin musste doch geschrien oder wenigstens irgendein Geräusch von sich gegeben haben. Aber sie hatte nichts gehört. So tief schlief sie für gewöhnlich nicht. Nein, sie wachte selbst dann auf, wenn der Müllwagen vor ihrem Haus hielt. Sie hätte es mit Sicherheit gehört, wenn das direkt neben ihr passiert wäre.

Es sei denn, man hätte ihn irgendwo anders getötet und dann neben ihr abgelegt. Oder vielleicht hatte jemand den Pfeil quer über den See geschossen ...

Sie schauderte. Wie mit einem Beben brach unkontrollierbar der Kummer über sie herein und ließ sie wie bei einem Anfall zittern. Es fühlte sich an, als wäre ein Teil von ihr herausgerissen worden. Kevin war tot, und sie hatte nichts getan, um das zu verhindern. Wie ein Baby hatte sie neben ihm geschlafen, während er *ermordet* worden war.

Dawn sprang auf die Füße. Von dem langen Liegen auf dem Stein pochte ihr Rücken. Sie suchte die Felsen über sich ab. Sie wirkten verlassen. Nur Bäume, Gras, Wasser und Steine, die wie Grabmale aus dem Boden ragten. Dann fiel ihr ein, dass sie nackt war. Sie legte einen Arm

über ihre Brüste und drückte sie an den Oberkörper. Die andere Hand bedeckte das sauber getrimmte Haarbüschel zwischen ihren Beinen. Noch nie hatte sie sich so entblößt und verletzlich gefühlt.

Sie suchte nach ihrer Kleidung, fand sie aber nirgends.

Plötzlich hörte sie ein Lachen. Gänsehaut überzog ihre Arme. Das Lachen war schrill und undeutlich. Es klang, als käme es von der Stelle, an der sie ihre Sachen zurückgelassen hatten. Sie konnte nirgendwohin, ihr blieb nur eine Wahl, nur eine Möglichkeit zur Flucht. *Das Wasser.* Sie musste auf die andere Seite des Sees schwimmen. Das würde schwierig werden, denn die Strecke war nicht nur lang, auch die Temperatur war gefallen. Das Wasser war noch kälter als vorhin, da hatte sie schon gefroren. Nach dem ersten Eintauchen hatte die strahlende Sonne sie getrocknet und gewärmt. Nur der Mond und der Nachthimmel erwarteten sie auf der anderen Seite. *Falls* sie sie erreichte ...

Das war ziemlich gewagt, aber schließlich ging es um ihr Überleben. Sie spannte sich an, bereitete sich auf das brutal kalte Wasser vor und sprang hinein.

Haley Olsen goss sich eine Tasse heißen Kaffee ein. Ein Tropfen spritzte auf ihren Daumen. Bevor es anfang zu brennen, steckte sie sich den Daumen in den Mund. Der volle Geschmack nach Koffein, Haselnuss-Sahne und Zucker auf ihrer Zunge war wunderbar. Sie seufzte. *Es geht nichts über eine Tasse Kaffee nach dem Joggen und eine warme Dusche am frühen Morgen.* Sie trank noch einen Schluck aus der Tasse und ging zur Küchentheke.

Haley stellte die Tasse ab, zog ein Papierhandtuch von der Rolle unter dem Schränkchen und wischte sich die Hände ab.

»Joel! Ich hab dir was zu essen gemacht!«

Sie überlegte, in welcher Stimmung er heute Morgen sein würde. Gestern Abend war sie schrecklich gewesen. Während der letzten fünf Monate hatte es nicht an Boshaftigkeit gefehlt. Jeder Tag war wie ein neuer Tiefschlag gewesen, oder wie ein unerwarteter Schlag gegen ihr ohnehin schon angefressenes moralisches Geflecht.

Es hatte angefangen, als Mom und Dad im letzten Winter bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen waren. Sie hatten einen kinderfreien Abend gehabt und ihr Vater wollte pünktlich beim Abendessen sein. Er hatte einen Tisch in einem Restaurant reserviert. Er war aus Versehen über eine rote Ampel gefahren. Der Sattelzug, der sie getroffen hatte, hatte das Auto zerrissen wie ein Footballspieler die Flagge am Spieltag. Haley hatte gehofft, dass die Polizei ermitteln würde, dass es die Schuld des Lkw-Fahrers war. Vielleicht weil er betrunken war, während der Fahrt am Handy gespielt oder Drogen genommen hatte, aber das war nicht der Fall gewesen. Die Schuld hatte allein bei ihrem Vater gelegen. Er war auf der Stelle tot gewesen, Mom hatte mit lebenserhaltenden Maßnahmen noch zwei Tage gelebt. Sie war aus dem Koma nicht mehr aufgewacht und friedlich gestorben, als sie den Stecker gezogen hatten.

Danach hatte es nicht lange gedauert, bis sie erfahren musste, wie falsch die eigene Familie sein konnte. Entfernte Angehörige, von denen sie in manchen Fällen noch

nie gehört hatte, wollten einen Teil des Vermögens ihrer Eltern für sich beanspruchen, als wäre es irgendein pervernes Gewinnspiel. Diese *Verwandten* hatten angenommen, dass das Geld zu gleichen Teilen in der Familie aufgeteilt werden würde, sodass jeder von ihnen einen ordentlichen Batzen des *Hauptpreises* einstreichen könnte.

So war es nicht.

Mom und Dad hatten getan, was alle Eltern in der gleichen Situation getan hätten: Sie hatten alles ihren Kindern überlassen.

Ruth Gimsby, die eine entfernte Tante väterlicherseits zu sein behauptete, bot an, Joel bei sich aufzunehmen und ihn gegen einen großzügigen Teil des Erbes in ihrer Mormonenfamilie in Utah großzuziehen. Nur um die Dinge für Haley einfacher zu machen. Sie hatte das Angebot dankend abgelehnt. Es stand im Testament, dass Haley bis zu Joels 18. Geburtstag sein rechtmäßiger Vormund sein sollte. Ein Richter bestätigte das und sprach ihr das alleinige Sorgerecht zu. Das beendete schließlich die ganze Zankerei.

Haley war dankbar, dass ihre Eltern so viel Vertrauen in sie gesetzt hatten, Joel aufzuziehen. Aber sie hatte Angst vor den Verpflichtungen und vor der Verantwortung. Wenn sie ehrlich war, fühlte sie eine solche Last, dass ihr manchmal die Luft wegblieb. Unter den gegebenen Umständen spürte sie, dass sie das Bestmögliche getan hatte, aber dass es noch viel Platz für Verbesserungen gab. Sie war erst 23 Jahre alt, ihr Job und ihr eigenes Leben lenkten die Aufmerksamkeit von ihrem zwölfjährigen Bruder weg.

Er würde sie mehr als zuvor brauchen, besonders jetzt während des Sommers, wenn die Schule geschlossen war.

Das erste Wochenende der Sommerferien hatte mit dem plötzlichen Tod ihres Hundes Rusky begonnen, eines dicht behaarten, fünfjährigen Jagdhundes. In einer Ecke des Grundstückes, wo die Bäume des Waldes mit ihrem Schatten einen angenehmen, vor der Hitze geschützten Platz boten, hatte er sich schlafen gelegt und war nicht mehr aufgewacht. Joel hatte ihn gegen neun Uhr gestern Abend gefunden, nachdem er nicht zu der abendlichen Ration seines Lieblingshundefutters nach Hause gekommen war.

Joel wollte in den Wald gehen und ihn gleich dort beerdigen, aber Haley hatte das abgelehnt. Schnell wurde ein lauter Streit daraus. Sie bot schließlich an, dass sie zusammen gehen und den Hund beerdigen könnten, aber das schien ihn nur noch mehr zu ärgern. Er wollte es alleine tun. Sie verstand und respektierte das sogar, aber sie würde ihm nicht erlauben, alleine nachts in den Wald zu gehen. Er könnte sich verirren, oder noch Schlimmeres. Nach stundenlangem Streit willigte er ein, bis zum Morgen zu warten. Dann stapfte er in sein Zimmer, schaute sich Filme über Kettensägenmörder an und schlief dabei ein.

Dass er Rusky beerdigen wollte, war der einzige Grund, weswegen sie ihn heute Morgen so früh aufzuwecken versuchte.

Was macht er? Er sollte schon unten sein.

Das Telefon klingelte. Nur einmal, doch das reichte, um sie erstarren zu lassen. Sie wusste, wer das war. *Er.*

Er, der ständig anrief. Er sagte nur Hallo. Gestern Abend war es anders gewesen. Er hatte sie an den schmatzenden Geräuschen teilhaben lassen, während er onanierte. Selbstverständlich hatte sie aufgelegt, was ihn aber nicht davon abgehalten hatte, kurz darauf wieder anzurufen und sie ein widerliches, flüsterndes, ekstatisches Stöhnen hören zu lassen, als er kam.

»Bin unterwegs«, rief Joel und riss sie damit aus ihren Gedanken. Sie konnte seine tollpatschigen, müden Schritte aus dem Wohnzimmer hören.

Haley trank noch einen Schluck Kaffee und fühlte sich mit einem Mal nervös.

Was hätten Mom und Dad getan?

Joel betrat die Küche. Er trug immer noch die Klammotten, die er zum Schlafen angehabt hatte. Seine Haare waren wirr. Sie waren an der Stirn und am Kopf platt gedrückt, und an manchen Stellen standen sie ab.

»Guten Morgen«, sagte sie.

»Hey.« Das helle Licht in der Küche ließ ihn blinzeln.

»Wie geht es dir?« Haley lehnte an der Kochinsel und warf einige Sachen in ihre Handtasche, als er sich an den Tisch setzte. Als Antwort stöhnte er. »Doch so gut, hm?«

»Ging schon besser.«

»Bist du wieder bei deinen Kettensägen-Videos eingeschlafen?«

»Dabei kann ich gut entspannen.«

Sie fühlte sich komisch, als er das sagte. *Wie können Filme, in denen spärlich bekleidete Frauen mit diversen Gartengeräten zerlegt werden, entspannend sein?* Sie las gerne gruselige oder schaurige Geschichten, aber nichts

mit Blut und Möpsen. Sie würde nie verstehen, dass jemand so auf Blut stehen konnte. Und auch deswegen befürchtete sie, dass sie ihren eigenen Bruder niemals verstehen würde.

»Geht es dir gut? Ich meine, nachdem Rusky ...«

»Hör auf«, sagte er und schnitt ihr das Wort ab.

»Wenn du drüber reden willst ...«

»Will ich nicht.«

Das war jetzt schon schwerer, als sie angenommen hatte. »Sicher?« Er nickte. »Okay.«

»Was gibt's zu essen?«

Haley zog den Kopf ein und grinste verlegen. »Nun ...« Sie nahm einen Pappteller von der Arbeitsfläche, trug ihn wie eine Kellnerin zum Tisch und stellte ihn hin. Beim Anblick der beiden rechteckigen Stücke Gebäck, die an den Rändern verbrannt waren, runzelte er die Stirn.

»Pop-Tarts?«

»Ja, mit Erdbeergeschmack. Die magst du doch am liebsten.«

»Das meinst du nicht ernst.«

»Äh ... doch. Meine ich. Ich hab mir gedacht, dass ich heute Abend Pizza mitbringe. Oder was anderes, was du magst. So weit vorausgeplant habe ich aber noch nicht. Ich hätte heute Morgen noch mehr gemacht, aber ... mir ist einfach die Zeit davongerannt ...«

»Aha.« Er schnalzte mit der Zunge und starrte betrübt auf ihren jämmerlichen Versuch eines Frühstücks. »Am ersten offiziellen Tag der Sommerferien hast du mich um sieben Uhr geweckt, um mir Pop-Tarts zu servieren?«

Wow, du bist die beste große Schwester der Welt!« Er redete absichtlich mit ihr, als wäre er fünf. Das machte er immer, wenn er nicht seinen Willen bekam. Ganz offensichtlich hasste er das Frühstück.

»Ich weiß, dass es nicht fantastisch ist, aber es ist immerhin etwas, oder?«

»Oh, etwas ist es.«

Sie seufzte. »Ich wollte nur, dass du heute Morgen was zu essen bekommst. Und das war alles, was ich in der Zeit machen konnte.«

»Mit dieser ganzen Mom-Geschichte kommst du noch nicht wirklich gut zurecht, oder?«

Sie ignorierte den Tadel, stellte ein leeres Glas neben den Teller und füllte es bis zum Rand mit Orangensaft. »Ist das okay, oder soll ich mich scheiße fühlen, weil ich die Orangen nicht selbst gepresst habe?« Sie ging zum Kühlschrank und bereute auf der Stelle, dass sie das gesagt hatte.

»Wow«, sagte er. »Autsch.«

Sie stellte den Orangensaft oben ins Regal, dann schaute sie zu ihm hinüber.

Er sah bemitleidenswert aus, wie er vor den verbrannten Törtchen saß und sie mit dem Finger anstupste. »Ich versuche, mein Bestes zu geben. Das Ganze ist für mich auch nicht gerade einfach.«

Er schnippte eins der Törtchen an. Es hüpfte vom Teller und landete auf dem Tisch. »Na ja. Du verschwindest bei jeder Gelegenheit und lässt mich alleine hier, damit ich mich mit Pop-Tarts und Abendessen aus der Tiefkühltruhe herumschlagen kann.«

Er hatte recht. Der Kühlschrank war mit Tiefkühlgerichten überladen. Haley spürte einen Klumpen in ihrem Magen. Sie hatte gedacht, er würde es mögen.

Kapiert er nicht, wie schwer das für mich ist?

Wie sollte er? Er ist erst zwölf. Und trotzdem glaubt er, dass er alles über jeden weiß.

Jetzt klang sie wie Mom.

Haley fühlte, wie ihre Augen anschwellen. Ihr Kiefer schien ein Eigenleben zu entwickeln, er bebte und zitterte. Sie war kurz vorm Heulen. Aber das würde sie nicht vor Joel tun. Sie würde ihm die Genugtuung nicht gönnen. Sie knallte die Kühlschranktür so doll zu, dass die Magnete abflogen und sich auf dem Boden verteilten. »Es tut mir leid wegen Rusky. Aber ich habe es auch satt, dass du mit mir redest, als wäre ich ein Stück Scheiße.«

»O Mann.« Er sah aus, als würde er sich für den bevorstehenden Streit anspannen.

»Wenn du Rusky beerdigt hast, will ich, dass du ... den Rasen mäht!« Sie kam sich blöd vor, das zu sagen, aber das war das Erste, was ihr einfiel.

»Was?«

»Ja. Unkraut zupfen und der ganze andere Mist, den man eben macht, damit ein Rasen hübsch aussieht. Ich hab das seit dem Frühling gemacht, und jetzt bist du dran, Freundchen.« Ihr Hinterkopf wurde taub vor Wut. Ihre Lippen bewegten sich, wollten noch mehr Kommandos geben, aber ihr fiel nichts mehr ein. Sie erlaubte ihren Instinkten, für sie zu sprechen. »Und wenn das nicht erledigt ist, bis ich heimkomme, werde ich deine beschissene Maskensammlung verbrennen.«

Er schnappte nach Luft. »Das wagst du nicht.«

»Versuch's nur.«

Er starrte ihr in die Augen. Er suchte nach dem Punkt in ihrem Inneren, wo sich ihre Selbstzweifel verbargen. Aber dieses Mal würde er sie nicht finden. Ihre braunen Augen waren kalt und mitleidlos.

Er schaute weg, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und nickte. Seine Stimme klang gedämpft. »Prima, Haley. Du kannst jetzt gehen. Hab einen schönen Tag bei der Arbeit.«

Haley schnappte sich die Handtasche von der Arbeitsplatte. Mit erhobenem Kopf marschierte sie aus der Küche. Auf dem Weg nach draußen warf sie einen Blick zurück. Sie sah, wie Joel die Arme auf dem Tisch faltete und sein Gesicht in ihnen vergrub. Triumphierend knallte sie die Tür zu.

In der Garage saß Haley bei laufendem Motor im Auto. Sie legte den Rückwärtsgang ein und drückte den roten Knopf auf der Fernbedienung, die an der Sonnenblende angebracht war. Das Garagentor hob sich langsam. Als es weit genug oben war, heulte sie zu hysterisch, um losfahren zu können.

Sie parkte das Auto wieder und lehnte den Kopf gegen das Lenkrad. Es fühlte sich kühl und hart unter ihrer heißen Wange an. Die nächsten fünf Minuten weinte, schrie und prügelte sie mit den Fäusten auf den Sitz ein.

2

Der Ruf einer Krähe weckte Dawn aus ihrem Schlummer. Es tat weh, die Augen zu öffnen. Sie merkte, dass nicht nur der Morgen die Nacht verdrängt hatte, sondern auch, dass sie immer noch nackt war. Das Sonnenlicht funkelte auf den von Tau bedeckten Bäumen und ihrer schweißbedeckten Haut. Es tauchte den leichten Nebel in einen goldenen Schein. Kiefernadeln bedeckten den Boden, sie fühlten sich stachelig unter ihren Füßen an.

Sie konnte sich vage daran erinnern, wie sie ins Wasser getaucht war. Es war so kalt gewesen, dass es sich wie eisige Fäuste angefühlte hatte, die auf ihren Körper einschlugen. Sie hatte es über den See geschafft. Dort hatte ihr ein Mann aufgelauert, um die 30 und durchaus attraktiv. Mit einem Lächeln im sympathischen Gesicht hatte er auf sie gewartet. Sie hatte gedacht, er wäre da, um ihr zu helfen. Damit hätte sie nicht falscher liegen können.

Irgendwo in der Ferne knackte ein Zweig. Dawn warf den Kopf herum in der Annahme, dass dort jemand wäre. Aber da war niemand. Ihr Nacken war verspannt und wund. Ihr Kopf fühlte sich an, als wäre er stundenlang auf Beton geschlagen worden. Matsch und geronnenes Blut hafteten in ihrem langen Haar, das an den Seiten ihres hübschen, aber lädierten und

verschorften Gesichts klebte. Beide Augen hatten ein Veilchen und waren geschwollen. Auf der linken Seite war die Sicht verschwommen. Ein blutiges Rinnsal lief von ihrem Kopf an ihrem Hals herab.

Sie hatte keine Ahnung, wo sie war, auf jeden Fall tief im Wald. Was sie sah, waren dicke Wände aus Grün und Braun, die im Würgegriff eines leichten Dunstes lagen. Der Anblick war beinahe schön. *Ein perfekter Morgen.* Von der Art, wie sie ihn gerne mit Kevin und etwas Kaffee verbrachte. Der Gedanke an Kevin trieb erneut Tränen in ihre ohnehin schon brennenden Augen. Sie wunderte sich, dass überhaupt noch Tränen kamen.

Sie wollte sich die Augen wischen, aber ihre Arme fühlten sich gummiartig und künstlich an. Sie sah nach oben. Ihre Handgelenke waren mit Stacheldraht festgebunden, der über zwei Äste nebeneinanderstehender Bäume verlief, sodass sie in einer Haltung wie Jesus Christus dastand. Sie blickte an ihrem Körper hinab. Der Stacheldraht war auch um ihren nackten Oberkörper geschlungen. Er stach in ihre Brüste und hielt sie fest an dem Baum hinter ihr. Winzige Rinnsale aus Blut liefen in dem Tal zwischen ihren Brüsten zusammen.

Es hatte nicht wehgetan, bis sie es bemerkt hatte. Aber nun spürte sie genau das Stechen und Piken an den Rundungen ihrer Brüste und an den dunklen Stellen ihrer Nippel. Sie versuchte freizukommen, wodurch die Schmerzen nur noch schlimmer wurden.

Dawn bewegte ihr Handgelenk, und obwohl ihre Hände taub waren, konnte sie das Reißen ihres Fleisches spüren. Sie biss sich auf die Lippen, um nicht zu schreien.

Dann versuchte sie es mit der anderen Hand, das Ergebnis war dasselbe. Der Stacheldraht war zu fest gewickelt, um ihre Hände herausziehen zu können.

Sie ließ ihr Gewicht in die Knie sacken. Das war nicht die beste Position, aber sie war erschöpft. Ihre Beine fühlten sich zu schwach an, um zu stehen. Es fühlte sich viel besser an, sie an den Knien beugen zu können. Die scharfen Spitzen des Stacheldrahts drangen noch tiefer in die Handgelenke und Brüste, doch in dem Moment war ihr das egal.

Als das Brennen an den Einstichstellen zu schlimm wurde, stellte sie sich wieder aufrecht hin.

Sie schaute sich um und suchte nach ihm. Sie wandte sich nach rechts, dann nach links, allerdings fand sie niemanden. Er war fast die ganze Nacht bei ihr geblieben, hatte zugesehen, wie sie sich wand, und hatte sie zum Schreien gebracht. Sie war ohnmächtig geworden, nachdem er mit der Machete in den Muskel ihrer linken Wade geschnitten hatte. Sie versuchte, danach zu sehen, es gelang ihr aber nicht, sich so weit zurückzubeugen.

Dawn suchte noch mal nach ihm, aber er war immer noch nicht da. *Sei einfach froh, dass er weg ist.* Er musste sie aufgehängt haben, während sie bewusstlos gewesen war. Sie konnte sich nicht erinnern, wie er es getan hatte. Es war wahrscheinlich zu ihrem Besten, dass sie das nicht konnte.

Wie nah war sie am See? Es kam ihr vor, als wäre sie meilenweit von allem weg, wie auf einem abgelegenen Planeten, auf dem man sie ausgesetzt hatte. Sie überlegte, was sie mit Kevins Leiche gemacht hatten. Einer

von denen musste etwas mit ihr gemacht haben. Es war unwahrscheinlich, dass sie sie einfach dort liegen lassen würden, bis irgendjemand sie fand. Wie viele von *denen* gab es insgesamt? Auf jeden Fall mehr als nur den Mann mit dem Hut, der sie hier aufgehängt zurückgelassen hatte. Der Mann am See mit dem umwerfenden Lächeln war hier gewesen, um zu filmen, wie der mit dem Hut sie folterte.

Etwas huschte in einiger Entfernung vorbei. *Das wäre es jetzt, wenn mich ein Berglöwe anfällt.* Sie hörte noch einen Moment lang hin, aber schließlich hielt sie es nicht länger aus und rief: »Ha-Hallo?« Es war kaum mehr als ein Flüstern, doch es schmerzte, als hätte sie laut gekreischt. Ihr Hals war rau vom Schreien. Sie war ausgetrocknet, vermutlich sogar dehydriert. Dawn hatte das Gefühl, zu schwitzen, allerdings war ihre Haut trocken. Sie war von Blut übersät.

Ihre Brüste und ihr Bauch waren mit braunen Flecken gesprenkelt. Irgendwo hinter ihr knackten Zweige. Ihr Herz raste, ihre Haut kribbelte. Sie erwartete jeden Augenblick, dass der Hut-Mann mit noch mehr Geräten zurückkam, um sie damit zu verletzen.

Doch er kam nicht.

Bedächtig atmete sie aus. Durch die zusammengebissenen Zähne machte die Luft ein zischendes Geräusch. *Warum können die Tiere hier nicht wie in einem Disney-Film sein und mir helfen, mich zu befreien?* Das würde nicht passieren, und die Männer würden bald zurückkommen, das konnte sie spüren.

Sie musste verschwinden, bevor sie kamen.



<http://lastkristontheleft.blogspot.de>

KRISTOPHER RUFTY ist Autor zahlreicher Horrorthriller und schrieb für einige Low-Budget-Filme die Drehbücher.

Liest man eines seiner Bücher, fragt man sich, wie es um die geistige Gesundheit des Autors steht – genau das ist das wahre Kennzeichen eines erstklassigen Horrorschriftstellers.

Kristopher ist mit seiner Jugendliebe verheiratet und Vater von zwei Kindern. Die Familie wohnt in North Carolina mit ihrem Hund Thor und zahlreichen Katzen.

Kristopher Rufty bei Festa:

Ein Hund namens Jagger

Pillowface

Infos, Leseproben und eBooks:

www.Festa-Verlag.de